

Aus einem Kinderleben

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

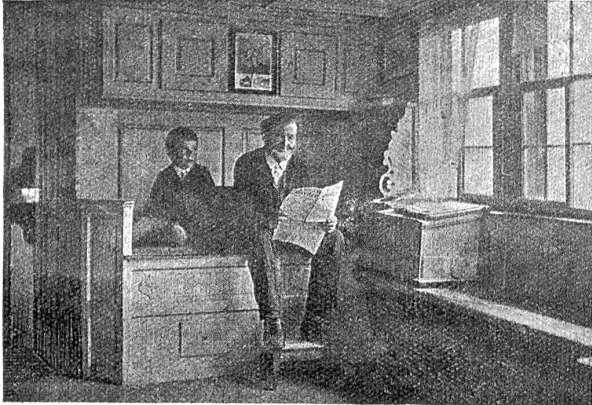
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit nur daran gelegen, Eure Baken dem Wirt in seine Taschen zu jagen! Sollte ich mit diesem „Animier-Brieflein“ aber doch erreicht haben, daß das eine oder andere



Wohnstube in Sürth (erbaut 1620).

seinem „Gluscht“ folgend dem Toggenburg einen Besuch abstattet, würde es mich als eifrige Leserin der „Bernern Woche“ herzlich freuen, auf meinem aussichtsreichen, gastfreien „Rosenbühl“ einen echten Bernerbesuch zu erhalten und grüße ich Euch in dieser Vorfreude recht herzlich.
G. S.-J.

Ehrfurcht.

Zieh', freier Schweizer, deinen Hut
Vor un'rer Berge ew'gem Schein!
Es soll, der Heimat höchstem Gut,
Ein freier Gruß beschieden sein.

Du ziehst den Hut vor Manchem wohl
Für deines Alltags Hab und Brot,
Vor Häuptern, die so starr und hohl,
Um einer Höflichkeit Gebot.

Wie sind doch diese Menschen klein
Und wie ist ihr Gebaren groß!
Selten, daß einer tief und rein
Und daß sein Herz von Fesseln los.

Noch prunckt des Geflers eitler Hut:
Das Sinnbild ist's der neuen Zeit!
Noch braucht es eines Tellen Mut
Und eine starke Einigkeit.

Blick' auf! Hoch über Mensch und Land
Die Berge stehn und halten Wacht.
Zieh' deinen Hut! Dem Heimatland
In Ehrfurcht sei dein Gruß gebracht!

Ernst Dser.

Aus einem Kinderleben.

Skizze von Johanna Siebel.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause. Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Und als sie an seine Tür geklopft, da hat er nicht aufgemacht, und auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand im Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?“

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschlichen, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Aber der schläft süß und friedsam fest und merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die auf leisen, unheim-

lichen Sohlen durch das Haus huscht und niederkauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zumute. Wenn ihr nur wer



In der Ahnenstube (Coggenburg).

jagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein klein Mädchen nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn doch nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, das glühende Köpfchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldigen Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb.“

Und Meta ist allabendlich der Post entgegengelassen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, hochdurchmurmeltal Talgelände windet, und hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerschütterung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam, und ist erschauernd und enttäuscht nach Hause gefehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holprige Pflaster des Städtchens gerumpelt, und hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!“

„Ob wohl Tante Marie etwas von der Mutter weiß?“ grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, die ist ja Mamas liebe Freundin!“

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Mina gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Ne, is et mößlich! Wer hätte dat von der Frau jedacht, so jut wie sie war zu einem!“

„Was denn nur?“ denkt Meta und wagt vor lauter Bangigkeit doch kaum zu fragen: „Was hast du denn, Mina, was ist nur?“

Mina seht mit einem schweren Ruck die Petroleumkanne nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Ne, Metachen, dat kann ich dir wahrhaftig nich sagen, dat bring ich nich übert Herz, du arm Dierchen, du klein verlassen Stümpchen!“ Mina schneuzt sich die Nase und seht dann energischer hinzu: „Et jehst mich ja auch jarnix an; aber et wird wohl so sein, wenn et auch weiß Jott ene schwere Sünde is. Aber so kleine Mädcher wie du verjstehen so wat noch nich, un dat is auch jut so. Et soll in dem Brief jestanden haben, den der Herr heut früh oder jestern abend jekriegt hat. Ich mein doch so, ich hätt et jefühlt, dat et en Unjilud jibt...“

Meta ist durch Minas Reden nicht klüger geworden, wohl aber verwirrter. Sie schüttelt verlegen das Köpfchen, wagt nicht weiter zu fragen, und als Mina jetzt mit neuem schwerem Seufzen sich an die Arbeit begibt, beeilt sich Meta, das Haus zu verlassen.

Sie läuft durch die lange Hauptstraße des Städtchens; die Frühlingssonne flimmert warm auf den grauen Pflastersteinen. Die Kaalbäume in den vereinzelt Hausergärten, deren moos- und löwenzahnbedeckte Mauern die Straßen begrenzen, duften in herber Würzigkeit.

Einmal hört Meta, wie eine Frau zu einer andern sagt: „Sieh ens, da läuft et Karl Webers Metachen! Dat arme Kind! Un der arme kleine Junge! Wie alt mach he doch wohl sein? Wart ens: vorig Jahr im Mai is unser Huldachen jeboren, jo, dann wird dat wohl stimmen, dann wird dat Jüngelchen jek auch en Jahr oder so erum sein. Ne, wie kann me 't nur übert Herz bringen! Zwei so kleine Würmcher! Dat Wichen da is auch nich mehr als en Jahre achte oder so... Aber die hatte en paar Augen im Kopf! Dat sah me der schon an, dat war ene Sirene, oder wie me dat nennt; im Blättchen war ens sone Jeschichte... Dat Vieß!“

„Jo, ich hab et auch immer jesagt“, nickt die andere.

Meta läuft weiter, drängt trotz aller herzklopfenden Begier fort aus der Hörweite der Frauen.

Wenn sie nur erst bei Tante Marie ist, wenn sie nur erst die Arme um deren Hals und den wirren Kopf an deren liebewarmes Herz betten kann!

Nun stolpert Meta die große steinerne Treppe zu Tante Mariens Haus hinan.

Nun ist sie im Kinderzimmer.

„Wo ist die Tante?“ fragt sie Fritz und Mariechen.

„Im Schlafzimmer“, sagen die beiden Kinder und schauen Meta groß und neugierig und ein wenig verlegen, unsicher an. „Deine Tante Malchen ist bei ihr“, fügen sie hastig hinzu, als Meta schnell die Klinke zur Schlafzimmertür niederdrücken will. „Tante Malchen?“ murmelt das Kind in schmerzlicher Enttäuschung.

„Und Mama ist krank“, fährt Mariechen wichtig und altklug fort und schaut die kleine Meta immer forschender und neugieriger an, so, als wäre das Kind von gestern auf heute etwas Besonderes, Außergewöhnliches geworden. „Weißt du, es ist wegen deiner Mama, da hat sie die schlimmen Kopfschmerzen bekommen...“ Und kindergrausam fügt sie hinzu: „Es darf niemand zu unserer Mama!“

Seit Meta weiß, daß Tante Malchen da drinnen, hat sie auch gar nicht den Wunsch mehr, die Schlafzimmertür zu öffnen.

Sie nähert das Ohr dem Schlüsselloch: „Seid still!“ bittet sie die Kinder. Meta weiß, daß es häßlich ist zu horchen; aber sie kann nicht anders. Sie muß so oder so wissen, was sich ereignet hat. Die Spannung ihrer kleinen ahnungsschweren Seele ist zu groß geworden.

„O bitte, seid doch still!“ raunt sie jetzt in flehender Erregtheit den spielenden Kindern zu. „Ich muß doch hören, was die da drinnen sagen... Wirklich, ich muß.“

Da spielen die lebhaften Kinder leiser.

Meta legt sich jetzt flach auf den Boden und bringt das Ohr ganz dicht an die Türriße; sie hat erpäht, daß der Spalt da unten breiter ist.

Vielleicht, daß sie so besser hören kann!

Auf dem feinen lieblichen Gesichtchen liegt ein gespanntes Lauschen, das der holden Kindlichkeit der Züge einen eigentümlichen alten Ausdruck gibt.

Und wie das Kind so still und horchend auf der Schwelle liegt, wird das schmerzliche Verstörtsein, der Schreden in den blauen dunkeln Augen tiefer.

Fritz und Mariechen schauen in halb beklommener, halb mitleidiger Ueberlegenheit auf das kleine Mädchen. Von Zeit zu Zeit wispern sie miteinander. Dann kommt in die weiten verschreckten Augen Metas ein zorniges Funkeln, sie

ballt die Händchen zur Faust und stößt gequält hervor: „Das sollt ihr nicht sagen, das dürft ihr nicht sagen! Es ist nicht wahr, sag' ich euch. Es ist ja meine Mama!“

„Aber sie ist doch davongelaufen!“ beharrt fast triumphierend das blonde Mariechen. „Du kannst dich darauf verlassen; unser Rikchen hat's mir noch vorhin in der Küche gesagt!“

„Bah, euer Rikchen!“ sagt Meta geringschäßig. „Schweig!“

Da stürmen die Kinder hinaus. Draußen ist Sonnenglanz und Blütenduft, und die Späßen lärmen frech und froh in der Luft, und die Kinder spielen mit Marmeln und jauchzen und singen und schreien um die Wette mit den lärmenden Späßen.

Es ist weit schöner, draußen zu sein! Es ist weit angenehmer, Metas junge unbehagliche Augen nicht zu sehen!

„Du, wie die auf einmal gucken kann“, sagt Fritz beim Hinausgehen, „so blickig, da wird einem ja ganz bange! Man kann doch wieder kommen, wenn man auch mal davonläuft! Das soll auch was!“

Drinnen aber liegt das kleine Mädchen und lauscht.

„Der arme Mann“, sagt jetzt leise schluchzend Tante Malchen, „und er hat sie so lieb gehabt!“ Dann führt sie ihr Taschentuch an die Augen. Eine Zeit bleibt es still in dem Raum.

Meta nickt trübe vor sich hin. Das weiß sie auch; aber wenn der Papa ihre schöne Mama hat küssen wollen, so hat sie oft hastig gesagt: „Nein, laß mich!“

Dann hat der gute Papa traurig geblüht... und die schöne, schlanke Mama müde, unfroh.

Das ist immer so gewesen, auch nachdem der kleine Rudi gekommen.

Der Vater hat der Mutter die feinsten, duftigsten Sachen mitgebracht von seinen langen Geschäftsreisen, hat sie zärtlich und stolz vor ihr ausgebreitet: die Mutter lächelte kaum darob.

Und kürzlich, als der Vater spät abends zurückgekehrt und, nachdem er seinen Buben begrüßt und seinem Töchterchen eine Puppe in die Armechen gedrückt, auch seine schönen Gaben voll warmer Freude der Mutter überreicht, hat die mit gepreßter Stimme gesagt: „Deine Freigebigkeit hat etwas Erdrückendes, Karl; laß doch endlich das alles! Wozu mich tiefer und tiefer verpflichten? Deine Güte ist grausam. Der Kauf ist doch lange geregelt!“

Bitter klangen die Worte!

Da ist in die guten Augen des Vaters ein jähes Sprühen gekommen, die sonst so gleichmütige Stimme hat scharf geklungen: „Schäme dich, Hertha!“

Aber bald darauf hat er die feinen weißen Hände der Mutter zwischen seine starken Finger genommen: „Ich hab' dich ja schützen und schützen wollen, Hertha, so laß doch das Grämen!“

Meta hat das alles in ihrem Bettchen gehört; ihre stürmische, jubelnde Freude an der Puppe ward plötzlich still. Sie hat scheu unter den Wimpern vorgeblinzelt.

Warum zittert die Mama unter dem Kuß, den ihr der Papa jetzt gibt?

Warum verfählingt sie in bittender Abwehr die Hände?

Meta hat lange nicht einschlafen können.

Aus dem Bette des Vaters klingt bald tiefes und ruhiges Atmen.

Aus dem Bette der Mutter aber ein leise geflüstertes, ein betendes, schluchzendes, flehendes: „O Gott, mein Gott!“

Und durch die stille Nacht bläst ein Posthorn, mächtig in der Ferne verhallend: „Denkst du daran?“ — —

Der Papa ist alsbald auf die lange Winterreise gegangen, und beim Scheiden hat er sein Weib umfassen: „Ich habe Robert Hartmann gebeten, dich im Gesangverein einzuführen, Hertha; da gibt es immer allerhand Zerstreuung im Winter. Das werd dir gut tun, Kind, siehst ein wenig trübselig aus!“

Die Mutter ist tief erblickt bei den Worten: „Ich habe ja die Kinder, Karl, ich brauche keine Abwechslung; Meta ist so verständlich seit letztem Jahr.“

„Es ist mir aber doch lieber, Hertha, du gehst; ich will nicht, daß mir meine Freunde wieder den Vorwurf machen: ‚Deine Frau führt ja das reine Klosterleben!‘“

„Wie du willst“, hat die Mutter gesagt und das feine Haupt gesenkt.
(Schluß folgt.)

Der Kunstmaler.

Von Hermann Ryser.

Er ist ein Held. Oder muß ihm etwa nicht ein unfänglicher Mut zu Gebote stehen, wenn er mitten im Straßengewühl das Dreibein hinstellt und ungeachtet ganzer Horden tuschelnder Zuschauer Leinwände und Papierbogen mit Farben bedeckt? Ganz gewiß ist er ein Held, dessen Körper, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Leuten, an Stelle der Nerven mit Baststricken oder Drahtseilen durchzogen ist. Wenn beispielsweise ich mich hinsetze, um ein einfaches Rechteck zu zeichnen und es stellt sich neben mir ein Zuschauer auf, dann befällt mich der blasse Tatterich und das Rechteck wird zum Kreis. Ganz anders der Malkünstler. Unbegreiflich, wie er da inmitten allerhand Volkes seine sieben Sachen aufbaut, die Palette belegt und im Nu das herrlichste Gemälde beisammen hat. Ja, es scheint fast, als wirke der lebende Halbkreis hingerissener und kritische Anmerkungen austauschender Kiebitze geradezu beruhigend auf ihn.

Es ist nun zwar so: Der Zuschauer in seiner urwüchsigen Unbefangenheit versteht in der Regel von der Malerei nichts. Den Beweis hierfür liefert allein schon der Umstand, daß er stets ein Bild entstehen zu sehen begehrt, das mit dem vom Maler auserkorenen Geländeausschnitt einige Ähnlichkeit besitzt. Aber fast stets wird er in seinen überspannten Erwartungen enttäuscht, denn die Farben und Formen der Natur, wie sie der einfache Mensch sieht, spiegeln sich in der Kristallseele des Künstlers völlig anders wieder. Der Kunstmaler sieht bekanntlich die Dinge überhaupt nicht, er empfindet sie. Er erlebt. Fühlt sich in das Straßenbild, die Fruchtstühle, den Heustock und die brustbildbeißende Dame. Empfiehlt dort pechige Schatten, wo die nichtmalenden Zeitgenossen Licht sehen, fühlt rund, wo es messerscharf kantig ist, wählt die wunderlichste Bläue, wo das Rot schreit und entwirft, durchschauert im Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten saftiggrüne Mädchengesichter.

An einem trübseigen Wintermorgen stieß ich unversehens auf einen Malerjüngling, der sich eben abmühte, seine Blache auf dem Dreibein festzumachen. Eigentlich wollte ich vorbeigehen, aber der Junge litt es nicht. Er bat mich mit großem Anstand um Feuer und lud mich zum Verweilen ein, genau das Gegenteil von dem, wie ich's an seiner Stelle gewünscht hätte. So legte ich mich denn neben seinen Farbkästen in den Schnee und hörte zu, was er mir über das Verhältnis der Malerei zur Photographie zu sagen hatte. Es lag dieser Gesprächsgegenstand insofern nahe, als ich die Kamera mit hatte. „Vom Malerstandpunkt aus“, erläuterte er mir, „ist die Photographie Lüge. Die Malerei ist ein seelischer Vorgang und die Knipserei ein mechanischer. Der Maler ist Darsteller und Beleber und der Lichtbildner Entsteller und Naturtöter.“ So prasselten seine Sinnprüche wie Boxerstöße auf mich nieder und ich lauerte lange umsonst auf einen kleinen Zwischenraum in seiner Rede, wo ich ihn mit ebenso guten Schlagworten aus dem Sattel heben konnte. Denn die Photographie ist der Malerei wenigstens im Punkte der Schlagworte überlegen. —

Mittlerweile begann mich des Malers Tätigkeit zu fesseln. Schon das von ihm ausgewählte Motiv erforderte — um etwas daraus zu machen — ein gerüttelt Maß göttlicher Eingebung, hatte er es doch auf die künstlerische Er-

fassung des Polizeipostens abgesehen. Nie habe ich den Triumph der Malerei über die Photographie so schlagend empfunden. Farblos, in ausgemachter Flauheit, lag das Haus da und jede Körperlichkeit war vom Dämmerlicht verflucht. Aber ich „sah“ leider bloß, während der Jüngling „erlebte“. Und was ich sah, war entweder grau oder weiß. Was jedoch der Pinseljunge an dickleibigen Farbwärmern aus seinen Düben auf die Palette drückte, begann beim zarten Gelb, ging über leuchtenden Röteln und Grün und endete im Preußischblau.

Dann griff er auch schon nach einem achtungsgebietenden Borstenpinsel, warf einen bohrenden Blick auf das fläglich Motivo und rieb sich die für ihn einzig mögliche Farbenmischung. Von diesem Augenblick an war ich für ihn nicht mehr vorhanden und hütete mich ängstlich, seine aufgewühlte Seele durch überflüssige Zwischenrufe zu beeinflussen.

Am oberen Blachenrand fing er an in fiebernder Eile zu tupfen und es entstand zu meinem höchsten Erstaunen ein Himmelsstück, das sich aus blauvioletten und grünen Kleeblättern zusammensetzte. Hierauf erlebte er das Haus und die Bäume. Wo ich kalte graue Mauern und Balken sah, pflanzte er grünen Mörtel und zinnobriges Holzwerk und sprengte in aufreizendsten Blautönen Baumkronen hin. Sämtliche Schattenstellen legte er in eigenartigen Tüpfelflächen an, die sich von Salamiquerschnitten in nichts unterscheiden. Schwarz, grau und weiß vermied er streng und sein Schnee-Erleben schlug sich in einer berückenden Mischung von gelb und weinrot nieder.

Die Tüpfelarbeit ermüdete ihn offenbar. Er leuchtete fortgesetzt und seine Glanten zuckten wie beim dämpfigen Roß. Auf seinen Gesichtszügen, die bald schmerzverzerrt oder himmlisch verklärt waren, verfolgte ich den gigantischen Kampf, den er im heißen Ringen um die endliche Wahrheit in seiner Seele ausfocht. Und nebenbei wucherte er ab und zu wie ein Fußballer die ins Gesicht gerutschte Mähne über seinen Schädel zurück und ließ seine Augen schrittwechselfeln.

Je weiter seine innere Erkenntnis gedieh, umso freizügiger gestaltete sich seine Farbenwahl. Hatte er anfänglich rasch nacheinander den Pinsel getauscht, so hielt er bald einmal nichts mehr von dieser unnötigen Verzögerung. Er blieb also beim einen Borstenbesen und entwurmt damit seine ganze Palette. Es schien völlig in seinen Schöpfungsplan zu passen, daß dieser Pinsel jedesmal, wenn er Zinn- oder aufnehmen sollte, gleichzeitig auch ein wenig Malachitgrün und Delfterblau abbekam. Das Bild konnte dabei nur gewinnen.

Und plötzlich warf der Künstler sein Malgerät und sich selber in den Schnee und erklärte sein Werk als beendet und gelungen. Was blieb mir anders übrig als vor Scham die Augen zuzutneifen? Denn ich sah kein Bild, sondern bloß ein kindisches Tüpfelfeld auf der Leinwand. Aber ich mochte ihn keinen Blick tun lassen in die gähnende Leere meiner Seele, der das Erleben versagt war und lenkte mit Erfolg die Aufmerksamkeit des Malers auf meine nasenrockschöhe.

Als ich später einmal ahnungslos die Stadt beging, fand ich die Tüpfelblache leibhaftig ausgestellt. „Landsitz“ hieß sie jetzt — und war bereits verkauft. Und da ich auch diesmal kein Haus und keinen Schnee, geschweige denn einen Landsitz erleben konnte, der ganze Polizeiposten vielmehr spurlos in einer zinnobrigen Sprengelorgie untergegangen war, schloß ich auf allzu geringe innere Läuterung und schlich mich gesenkten Hauptes hinweg.

Sinnspruch.

Die Wahrheit zu nennen — ist Spiel,
Die Wahrheit erkennen — ist viel;
Die Wahrheit zu sagen — ist schwer,
Die Wahrheit ertragen — ist mehr.